Möglichkeit, den Gegensatz zwischen den formalen Ansprüchen einer Fremdsprachenausbildung und den Bedürfnissen nach spezifischer Fachsprachenausbildung auszugleichen, da Sprachmittelkomplexe zugrunde gelegt werden, die erstens fachsprachlich spezifische Bausteine, gleichzeitig aber fachsprachenübergreifende Strukturen darstellen.

Hellmut Eckert fordert in seinem Artikel »Zur Frage der Lehrbarmachung fremdsprachenpädagogischer Kommunikation«, daß sich der Sprachunterricht angehender Fremdsprachenlehrer stärker an Modellsituationen von Unterrichtsdiskurs orientieren sollte. Unterrichtsdiskurs sollte als »Fachsprache« in die Lehrerausbildung einbezogen werden. Abgesehen davon, daß der Beitrag keine der vorliegenden Untersuchungen von Unterrichtsdiskurs einbezieht und diskutiert, bleiben die Vorschläge Eckerts sehr schematisch: Als Ziel werden die Erarbeitung von Nomenklaturen typischer Kommunikationssituationen genannt, mit denen ein Fremdsprachenlehrer konfrontiert werden könnte, und Modellsituationen, wie darauf am besten zu reagieren sei, etwa Wendungen für den Lehrerwortschatz.

Die drei anregendsten Arbeiten des Sammelbandes sind die korpusbezogenen Beiträge, die sich den Funktionen spezieller grammatischer oder lexikalischer Konstruktionen in einer jeweiligen Sprache widmen:

An erster Stelle sei der ausführliche Artikel von Hans Kirsten und Dietmar Schneider genannt (»Passivische Verbformen in der Sprache der Presse – eine kommunikativ-funktionale Studie«), der die Verwendung des Passivs in der englischen Pressesprache zum Gegenstand hat.

Gisela Havranek (»Kommunikative Leistungen der *da*-Konstruktion in der makedonischen Sprache der Gegenwart – dargestellt an Belegen aus Prosawerken von Blaze Koneski«) untersucht auf der

Grundlage eines literarischen Korpus die Verwendungsmöglichkeiten einer Konstruktion bestehend aus der komplementären Konjunktion *da* und der finiten Verbform im Makedonischen.

Anette Schiller (»Les 36 facons de dire OUI ... Bemerkungen zu einem positiven Thema«) erläutert die Funktionen, die das französische *oui* übernehmen kann.

Insgesamt gesehen ist es bedauerlich, daß eine interessante Herangehensweise, die versucht, verschiedenen Aspekten von Sprache gerecht zu werden, wie losgelöst von einer linguistischen Diskussion über die Funktion sprachlicher Strukturen in mündlicher und schriftlicher Kommunikation arbeitet, die mittlerweile seit Jahrzehnten auf deutscher und internationaler Ebene stattfindet. Es bleibt unklar, wie weit sich die kommunikativ-funktionale Sprachbetrachtung der Pragmatik, Sprechakttheorie oder Diskursanalyse verpflichtet fühlt – die KFS verwendet Begriffe oder Betrachtungsweisen, die diesen Bereichen verwandt sind, ohne sie explizit als solche kenntlich zu machen.

Bertau, Marie-Cécile:

Sprachspiel Metapher. Denkweisen und kommunikative Funktion einer rhetorischen Figur. Opladen; Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 1996. – ISBN 3-531-12822-1. 324 Seiten, DM 58,–

(Bernd Latour, Hamburg)

An diesem Thema hat sich schon mehr als einer die Zähne ausgebissen. Die Verfasserin dieser auf einer Münchner Dissertation (von 1994) basierenden Veröffentlichung hat jedoch, um dies gleich vorweg zu sagen, soviel Biß, daß sie sich diesem Risiko aussetzen kann und es auch besteht. Der proteushaften Vielgestalt dieses sprachlichen Phänomens –

neben der Wortbildung und dem lexikalischen Import leisten Metaphern die Aufgabe, die Sprache für die Bewältigung der ständig sich verändernden Realität fit zu halten – sich voll zu konfrontieren, wäre alles andere als klug. Und so konzentriert sich die Autorin denn auch sehr stark auf den sprachphilosophischen Aspekt ihres Gegenstandes, mit der übrigens nicht zwingend notwendigen Konsequenz, daß die Anschauungsebene, Beispiele für Metaphern also, etwas zu kurz kommt, und noch einer weiteren Konsequenz, daß man als Rezipient dieser Arbeit sich möglicherweise etwas schwer tut, dem Namen der Verfasserin ein oder zwei zentrale Gedanken zuzuordnen, unter denen man diese Arbeit speichert – man merkt sich schließlich nicht den kompletten Inhalt von Büchern. Hätte Bertau eine empirische Studie verfaßt, eine Gesprächsanalyse etwa, wäre dies wahrscheinlich anders. Es wäre in diesem Falle jedoch absurd zu kritisieren, was jemand sich vorgenommen hat. – Irgendwelche Perspektiven für DaF, das ergibt sich indirekt aus dem Gesagten, sind in diesem Werk nicht zu erkennen, aber wohl auch kaum beabsichtigt. Und auch dies ist keine Wertung, lediglich eine Feststellung.

Wer mit dem Thema »Metaphorik« wenig vertraut ist, der rolle dieses Buch vom Schluß her auf, nämlich vom 5. Kap. (»Die Metapher im Geschehen«). Denn mit den höchst unterschiedlichen Funktionen von Metaphern in verbaler Interaktion läßt sich ein Bezug zu eigenen Kommunikationserfahrungen herstellen. Drei dieser Funktionen seien herausgegriffen, nämlich (a) *die Expressibilität*, d.i. die Sagbarkeit des nicht oder nur schwer Sagbaren, (b) *die Argumentation und Persuasion* sowie (c) *die Herstellung von Intimität*. Zu (a): Die menschliche Erfahrung eilt dem kollektiv verfügbaren Bestand an sprachlichen Ausdrucksmög-

lichkeiten immer ein Stück voraus. Anders ausgedrückt: die Leistungsfähigkeit der Sprache wird eigentlich immer wieder überfordert. Jene Diskrepanz wird mit Hilfe von Metaphern überbrückt. Besonders häufig sind es emotionale Zustände, die metaphorisch ausgedrückt werden (z.B. *ozeanische Gefühle* oder *Plateauphase*). Ein anderes Beispiel ist die *Zeit*, die kognitiv erheblich schwerer zu fassen ist als der *Raum* (der ja sichtbar ist) und deshalb von diesem her metaphorisch erschlossen wird (z.B. *Zeitraum*, *deadline*). Bestimmte Behauptungen oder Forderungen, sicher auch Benennungen – dies zur argumentativen/persuasiven Funktion (b) – überwinden mögliche oder reale Widerstände auf der Partnerseite wenn sie nicht direkt, sondern metaphorisch eingekleidet vorgetragen werden. Das nachgerade zu Tode zitierte Beispiel vom *Entsorgungspark* gehört hierher. Die Intimität schaffende Funktion von Metaphern (c) gilt nur für innovative, nicht für konventionalisierte Metaphern (eine wichtige Unterscheidung). Der Hörer muß bereit sein, sich auf eine im- oder explizite Aufforderung des Sprechers einzulassen, einen bestimmten Ausdruck zu akzeptieren. Hat er dies aber getan, dann ist die Beziehung zwischen ihm und dem Sprecher gestärkt, und potentielle andere sind tendenziell ausgeschlossen.

Sollte jemand nach der Lektüre des soweit referierten 5. Kapitels Appetit auf mehr bekommen, so wäre es keine schlechte Idee, das zweite in Angriff zu nehmen, das eine kurzgefaßte Geschichte der Rhetorik enthält, rubriziert übrigens unter dem Motto »Lob und Tadel der Metapher«, denn auch in der Antike gab es bereits Verächter der Metapher, diese, zu denen auch der Redner Isokrates gehörte, sahen in ihr »eine Verdrehung der Wahrheit, etwas Widernatürliches, da die Wörter nicht ›ihrer Natur nach‹

sondern übertragen gebraucht werden« (35). Liest man diesen Abriß der Rhetorik, besonders die Passagen über den Sophisten Gorgias, etwas genauer, so gewinnt ein sehr moderner Gedanke Konturen, nämlich derjenige der Konstitution von Wirklichkeit in verbaler Interaktion (hierzu: Paul Watzlawick: *Wie wirklich ist die Wirklichkeit?* München, 1976). Gegenüber dem ja durchaus nicht unproblematischen »amoralischen« Relativismus eines Gorgias mutet der moralische Fundamentalismus von Sokrates und Platon – der in der Philosophiegeschichte immer so etwas wie eine Monopolstellung einnahm – ziemlich wirklichkeitsfremd an. Es sollte nicht wundern, wenn sich dieser philosophische Streit als ein gewaltiges Aneinandervorbeireden herausstellte: denn Sophisten und Rhetoriker hatten offensichtlich ein ganz anderes Thema: ihnen ging es immer um die Wahrscheinlichkeit, die im menschlichen Leben in der Tat eine etwas größere praktische Bedeutung hat als die Wahrheit. Wenn Entscheidungen zu treffen sind, dann geht es um die Folgen, die sich dabei wahrscheinlich einstellen. Wenn, wie etwa in einem Gerichtsverfahren, Tatbestände bei unklarer Beweislage aufzuklären sind, dann geht es weniger um die Wahrheit, die in dem betreffenden Falle eh kaum zu haben ist, sondern darum, was wahrscheinlich passiert ist. – Durchaus frisch und in alltäglicher Kommunikation jederzeit nachvollziehbar wirkt der Gedanke des Aristoteles der »Begabung zum Metaphorischen« (64), meint er doch nichts anderes als die Fähigkeit, Fremdes in der Sprache durch Erkenntnis seiner mehr oder minder verborgenen Ähnlichkeit mit Bekanntem zusammenzubringen.

Es sind solche Akzentsetzungen und kommentierenden Hinweise der Verfasserin, die die Lektüre letztlich zum Vergnügen machen.

Besch, Werner:

Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern. Göttingen: Vandenhoeck, 1996 (Kleine Vandenhoeck-Reihe 1578). – ISBN 3-525-33561-X. 141 Seiten, DM 18,80

(*Ralph Hartmann, St. Andrews*)

Werner Beschs kleiner Führer durch die Geschichte der (pronominalen) Anrede bzw. der Titulierung im Deutschen mag zwar nicht die erste Publikation zu diesem Themenkreis sein, doch dürfte er zu einer der aktuellsten und auch erheiterndsten wie auch lesbarsten (im positiven Sinn) zählen. In aller Deutlichkeit wird hier einer potentiell vielschichtigen Zielgruppe – Besch wendet sich im Vorwort sogar hauptsächlich an »Laien« (5) – vor Augen geführt, wie komplex die überaus uneinheitlichen »Regeln« der (pronominalen) Anrede im Deutschen sind.

In einer Hinführung erläutert der Autor zunächst die gesellschaftliche »Relevanz« der Anrede. Damit sind etwa solche Dinge gemeint wie etwa, ob sich ein bevorzugter Gebrauch der Anrede »Du« mit gewissen parteipolitischen Präferenzen in Beziehung setzen läßt. Laut Statistik sei eine solche Frage zu bejahen. So zeigten sich die »Linken« eher bereit, schneller zum »Du« überzugehen.

Ein ziemlich auffälliger Bruch im Anredeverhalten stellte sich in den Jahren nach 1968 in der Folge der Studentenbewegung ein. Besch erläutert dementsprechend zunächst die Situation vor dieser Zeit, indem er etwa die »Sitte« des Bruderschaft-Trinkens, die damals noch üblich war, thematisiert.

Bei den Jahren, die der Studentenbewegung folgten, handelt es sich – so Besch – um Jahre des Aufbruchs, in denen sich nicht nur in Studentenkrei-